

Annotationen

Christina Klausmann, **Politik und Kultur der Frauenbewegung im Kaiserreich. Das Beispiel Frankfurt am Main.** (= Geschichte und Geschlechter 19). Frankfurt a. M./New York: Campus 1997, 404 S., öS 569,00/DM 78,00/sFr 73,00, ISBN 3-593-35758-5.

Ute Planert, **Antifeminismus im Kaiserreich. Diskurs, soziale Formation und politische Mentalität.** (= Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft 124). Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1998, 447 S., öS 613,00/DM 84,00/sFr 76,00, ISBN 3-525-35787-7.

Politische Bewegungen beziehen ihren historischen Sinn aus jenen gesellschaftlichen Zuständen, die sie zu ändern trachten. Sie sind gleichwohl nicht zu verstehen ohne die Milieus, Mentalitäten und Kulturen, in denen sie sich entwickeln. Zwei neuere Arbeiten, die sich mit – denkbar konträren – politischen Formierungen um die Frage des Geschlechterverhältnisses in Deutschland vor und während dem Ersten Weltkrieg auseinandersetzen, demonstrieren dies in eindrücklicher Weise.

Christina Klausmann hat eine detailreiche Lokalstudie zu „Politik und Kultur der Frauenbewegung im Kaiserreich“ vorgelegt, in der sie am Beispiel der Stadt Frankfurt am Main untersucht, wie sich konkrete Prozesse der Mobilisierung gestalteten – wie die Bewegung in die „Hauptstädte der Provinz“ gelangte. Sie fragt damit weniger nach dem theoretischen Diskurs, sondern vielmehr nach dem „inneren Funktionieren“ der Frauenbewegung (13). Wenn sie dabei den Blick sowohl auf die bürgerliche als auch auf die proletarische Bewegung richtet, so liegt das Schwergewicht der Arbeit – den historischen Bedingungen entsprechend – bei der ausdifferenzierten und von vielfältigen Aktivitäten gekennzeichneten bürgerlichen Frauenvereinsszene der reichen Handelsstadt. Klausmann zeigt, daß die durchwegs wohlhabenden Schichten angehörenden Akteurinnen ihren familiären und gesellschaftlichen Hintergrund intensiv nutzten, um ihren Anliegen Gewicht und Finanzierung zu verschaffen (362f). Sie zeichnet das Bild eines dichten Netzwerkes von familiären, persönlichen und organisatorischen Beziehungen, das, so Klausmanns These, konstitutiv für das Funktionieren der Bewegung war (15).

Mit einem ganz anderen sozialen Netzwerk, das allerdings ohne die Frauenbewegung nicht denkbar wäre, hat sich Ute Planert auseinandergesetzt. Sie untersucht den „Antifeminismus im Kaiserreich“ als Diskurs wie als soziale Formation und zeigt, daß antifeministische Haltungen

insbesondere im nationalkonservativen und völkischen Milieu stark verankert waren. Im „Deutschen Bund zur Bekämpfung der Frauenemanzipation“ – einem 1912 aus den Reihen des „Alldeutschen Verbandes“ gegründeten Verein – fand der antifeministische Diskurs schließlich seine organisatorische Absicherung (121). Im Diskurs und in den Aktivitäten des Antifeminismus verbanden sich Konkurrenzängste, die durch die zunehmende Berufstätigkeit von Frauen insbesondere in Angestelltenberufen hervorgerufen wurden, mit Idealisierungen eines von bedrängenden Modernisierungseffekten abgeschirmten privaten Raumes. Zivilisationskritik wurde, so argumentiert Planert, in Chiffren von Weiblichkeit und Männlichkeit abgehandelt (276). Die Frauenbewegung avancierte damit zu einem Inbegriff der Bedrohungen durch die Moderne. Unterstützt wurden solche Positionen auch von einer beträchtlichen Zahl von Frauen – sie stellten etwa ein Viertel der (durchwegs aus der adelig-bildungsbürgerlichen Oberschicht stammenden) Anhängerinnen und Anhänger des Antifeminismus (131, 135).

Christina Klausmann und Ute Planert haben sehr unterschiedliche Bewegungen des Deutschen Kaiserreichs untersucht. Gleichwohl lassen sich eine Reihe von Verbindungen und Gemeinsamkeiten formulieren. Dazu gehört das Gewicht, das beide Autorinnen auf die Untersuchung der sozialen und kulturellen Verankerung von Bewegungen in spezifischen Milieus legen, ebenso wie der Hinweis auf die Bedeutung von informellen Netzwerken zur Aufrechterhaltung politischer Bewegungen. Beide Arbeiten machen deutlich, daß der Abtausch politischer Argumente um die Reformulierung des Geschlechterverhältnisses in der Hochphase der „Ersten Frauenbewegung“ mit der Herausbildung spezifischer Gruppenkulturen verbunden war. Inwieweit hier auch jene von Shulamit Volkov (*Jüdisches Leben und Antisemitismus im 19. und 20. Jahrhundert*. München 1990) postulierte gesellschaftliche Spaltung in zwei Kulturen zum Tragen kommt, in der insbesondere der Antisemitismus zum kulturellen Code eindeutiger Zuordnung wurde, wäre einer genaueren Untersuchung wert. Unterstrichen wird durch eine Zusammenschau von Christina Klausmanns Analyse von Frauenbewegungskultur und Ute Planerts Untersuchung von Antifeminismus jedenfalls die große – über die Kreise der Frauenbewegung und ihrer Gegnerinnen und Gegner weit hinausreichende – Präsenz von Fragen der Geschlechterverhältnisse im öffentlichen Diskurs des Deutschen Kaiserreiches.

Ebenfalls sichtbar werden im Vergleich der beiden Arbeiten die Ambivalenzen des nationalstaatlichen Modells sowohl für antifeministische Haltungen wie auch für die Frauenbewegung. In den antifeministisch gesinnten nationalistischen und völkischen Kreisen entkam man jener Dynamik nationalistischer Projekte nicht, die Mechanismen der Ausgrenzung und Integrationsversprechen untrennbar verband. Deutlichstes Zeichen dieser Ambivalenz waren die Antifeministinnen selbst – Effekt ihres Engagements für eine Segregation der Geschlechtersphären in einer angestrebten ‚Volksgemeinschaft‘ war nicht zuletzt ihre eigene Politisierung. Die Aktivistinnen der Frauenbewegung wiederum waren mit ihrem Anspruch auf politische Gleichberechtigung und Einbindung in den Staat auf jenen Nationalstaat verwiesen, in dem sie lebten. Im Krieg sollte sich denn auch die Mehrzahl von ihnen im „Nationalen Frauendienst“ zur ‚Heimatfront‘ formieren.

Zusammenfassend läßt sich anhand der verdienstvollen Arbeiten von Christina Klausmann und Ute Planert zweierlei festhalten: zum einen die Bedeutung von Detailstudien zu lokalen Ausformungen und spezifischen Kontexten der Ersten Frauenbewegung, zum anderen die Notwendigkeit ihrer konsequenten Vernetzung. Nur im Kontext eines möglichst breit angelegten Diskussionsrahmens entfalten spezialisierte Einzelanalysen ihren vollen Sinn.

Johanna Gehmacher, Wien

Geschlecht und Arbeitswelten. Beiträge der 4. Frauen-Ringvorlesung an der Universität Salzburg. Hg. vom Bundesministerium für Arbeit, Gesundheit und Soziales, Abteilung für grundsätzliche Angelegenheit der Frauen. (= Gleichbehandlung ist das Ziel. Heft Nr. 26). Salzburg 1998. 170 S., auf Anfrage im BMAGS frei erhältlich, ISBN 3-85010-039-1.

Es ist immer wieder spannend, wenn sich Wissenschaftlerinnen ganz unterschiedlicher Disziplinen einem verbindenden Gegenstand verpflichten. Das zeigt auch dieser kleine Sammelband, der aus einer an der Universität Salzburg im Wintersemester 1997/98 durchgeführten Ringvorlesung hervorgegangen ist. Das Gemeinsame der hier veröffentlichten elf Beiträge von Frauen, die an dieser Universität lehren und forschen, war eine konkrete Themenstellung – die der Arbeitswelten – und damit ein weites inhaltliches Feld, das von den *women's* und *gender studies* in Österreich keinesfalls bereits mit der ihm gebührenden Aufmerksamkeit untersucht und diskutiert worden ist.

„Geschlecht und Arbeitswelten“ beleuchtet dazu verschiedene Aspekte aus historischer wie gegenwartsbezogener Perspektive. Nach einer Einleitung der Germanistin Julia Neissl, die diese Ringvorlesung konzipiert und organisiert hat, folgen im ersten Teil Beiträge von fünf Historikerinnen: Margret Friedrich beschäftigt sich mit der (Un)Möglichkeit von Erwerbsarbeit für bürgerliche Frauen im 19. Jahrhundert und den daraus resultierenden Bemühungen um verbesserte Mädchen-(aus)bildung ab den 1860er Jahren. Sylvia Hahn fokussiert zuerst auf allgemeine Merkmale der Frauenarbeit, die im Zuge der Herausbildung von Berufen seit der Neuzeit entstanden und die durchgehend geringere Bezahlung weiblicher Arbeitskräfte festschrieben. Ausgehend von kurzen biographischen Skizzen, stellt sie dann exemplarisch drei „Frauen-„Werkstätten““ des 19. und frühen 20. Jahrhunderts vor: jene der Textilarbeiterinnen, der Näherinnen und der „ärarischen Dienstboten“, insbesondere der Telegraphistinnen, die ungeachtet ihrer im Vergleich zu den männlichen Kollegen im öffentlichen Dienst sehr unterprivilegierten Stellung die „ersten Beamtinnen“ der k. u. k. Monarchie waren. Im folgenden Aufsatz setzt sich Ingrid Bauer mit verschiedenen Formen von Frauenarbeit und der Dynamisierung der weiblichen Geschlechterrolle in der Extremsituation des Ersten Weltkrieges auseinander, indem sie maßgebliche Forschungen der österreichischen wie der internationalen Frauen- und Geschlechtergeschichte reflektiert und systematisch zu